

„ES IST ÜBERALL GUT, AUSSER DA, WO WIR GERADE SIND.“¹

Rezension der Reportage „Ein Traum von Deutschland. Über Aussiedler aus Kasachstan“ von Frederic Werner

An der Ecke hat ein neues Geschäft eröffnet. „Russische Produkte“ steht in provisorischen Buchstaben über der Tür. Vielleicht interessiert es uns nicht, vielleicht aber sind wir neugierig und schauen uns einmal die Produkte an, die mit seltsam anmutenden Schriftzeichen gekennzeichnet sind. Hier wird eine Sprache gesprochen, die wir nicht verstehen, aber der wir auch auf der Straße immer häufiger begegnen.

Während die türkische, italienische und möglicherweise asiatische Kultur im Stadtbild schon länger präsent ist, erscheint nun eine weitere, für uns fremde, ausländische Kultur im öffentlichen Raum: die russische. Jedes Jahr kommen etwa zweihunderttausend Russlanddeutsche bzw. deren Verwandte nach Deutschland. Was nur wenige wissen: Die meisten der neuen Bürger sind deutscher Abstammung. Sie sind russlanddeutsche Aussiedler.

Während noch in den 80er-Jahren nur 0,5 % der zuziehenden Aussiedler Russlanddeutsche waren, hat sich ihr Anteil in den 90er-Jahren auf über 95% erhöht. Die meisten von ihnen ziehen aus Kasachstan zu.² Sie kommen aus einem Land, das dreimal so groß ist wie Deutschland, Frankreich und Spanien zusammen und dabei nur 14 Millionen Einwohner hat. Das sind im Durchschnitt zwei auf einem Quadratkilometer, während in Deutschland derzeit 231 Einwohner je Quadratkilometer leben. Viehzucht und Landwirtschaft dominieren als Erwerbszweige in einer eher unwirtlichen, durch Gebirge, Steppen und Grasland geprägten Landschaft. Zwei Prozent, also etwa 300.000 Einwohner Kasachstans sind deutscher Abstammung. Und genau diese Menschen machen sich sukzessive auf, um das Land zu verlassen und nach Deutschland aufzubrechen. Dafür gibt es vielfältige Gründe. Während ethnische und politische Ursachen immer mehr in den Hintergrund rücken, sind es zunehmend familiäre und auch wirtschaftliche Motive oder aber einfach die zunehmende Angst alleine zurückzubleiben.

Jede Familie, die Kasachstan verlässt, hat ihr eigenes Schicksal und ihre eigene Geschichte des Abreisens und Ankommens, die uns im Zielland nur selten bewusst ist. Und genau davon erzählt die halbstündige ZDF-Reportage

1 Altes russisches Sprichwort.

2 Einleitend zur Thematik mit vielen weiteren Literaturhinweisen sei an dieser Stelle die Publikation von Barbara Dietz: Zwischen Anpassung und Autonomie. Russlanddeutsche in der vormaligen Sowjetunion und in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1995 empfohlen.

von Ingeborg Jacobs „Ein Traum von Deutschland“. Sie hat sich ein halbes Jahr Zeit genommen, Aussiedler aus Kasachstan zu begleiten.

Mitten hinein ...

Abrupt und ohne eine Vorwarnung, wie in einer schicksalhaften Kurzgeschichte, werden wir mitgenommen in einen Lebensabschnitt von zwei deutschstämmigen Familien, Denis und Abermet, die aus dem unwirtlichen Kasachstan als Aussiedler nach Deutschland reisen werden.

Der Film zeigt relativ knapp die Lebenswirklichkeit der Familien in Kasachstan, das bäuerliche, fast karge Leben, wobei Handlungen nicht im Mittelpunkt stehen, höchstens als Anlass zur Meinungsäußerung genommen werden. Das Reporterteam geht auf die Menschen zu, sucht sie regelrecht aus und begleitet sie dann zu ihren Häusern und eventuell auch hinein. Dort werden sie kurz vor ihrer Abreise nach Deutschland befragt. Doch auch Zurückbleibende, Nachbarn, Jugendliche und andere Mitbewohner aus den Dörfern kommen zu Wort. Abschiedsessen und -szenen leiten den Wendepunkt ein, bis die zu Aussiedlern gewordenen deutschstämmigen Kasachen im Flugzeug sitzen. Am Flughafen in Deutschland warten die Verwandten. Doch die Wiedersehensfreude währt nur kurz. Nur einen Augenblick später findet sich der Zuschauer mit den Familienangehörigen beim Deutschunterricht in einem Klassenzimmer wieder. Wir begleiten mit dem Reporterteam die Familien in ihre neuen Lebenswelten in Extertal und Gifhorn. Wir erfahren mehr über den Fort- und Werdegang, insbesondere der Jugendlichen, die öfter auch ungefragt zu Aussiedlern in Deutschland wurden. Das Filmteam besucht die Familien in ihrem neuen Zuhause, zeigt und vergleicht dabei den Lebensraum in Kasachstan und Deutschland. Lehrer und andere Bezugspersonen schätzen die Lage der Familien ein.

Und genauso unmittelbar, wie der Zuschauer in die Geschichte eingeführt wird, muss er sie am Ende auch wieder verlassen. Es gibt weder ein Happy End noch ein richtiges Ende. Wir bekommen nur einen Ausschnitt aus Schicksalen zu sehen, die viele andere deutschstämmige kasachische Familien auch teilen.

Die Reportage beginnt mit einem Ende, für das man keinen eindringlicheren Ort hätte wählen können: einem Friedhof in Kasachstan. Zum letzten Mal wird den toten Vorfahren die Ehre erwiesen. Symbolisch ein Rückblick auf die lange Geschichte der kasachischen Russlanddeutschen, die nun zumindest für die Familie Denis ein Ende finden soll.

Doch die Geschichte der Russlanddeutschen ist sehr komplex und nicht leicht abzuschütteln. Sie reicht bis ins zaristische Russland im 18. Jahrhundert zurück. Die meisten deutschen Einwanderer kamen als bäuerliche Sied-

ler auf der Flucht vor wirtschaftlicher Not und religiöser Verfolgung. Sie wurden mit Privilegien, ähnlich wie die Hugenotten in Brandenburg, ausgestattet. Durch ihre wirtschaftliche Aktivität, Disziplin und ihr technisches Know-how prosperierte die heterogene Gruppe der Deutschen in Russland. Dies weckte oft den Neid der einheimischen Nachbarschaft. Während des Ersten Weltkrieges erlebten die Russlanddeutschen dann zum ersten Mal Zwangsumsiedlungen und in deren Folge die Emigration. Doch nach der Oktoberrevolution blühte das Leben, mit der Gleichberechtigung aller Nationalitäten und einer eigenen Verwaltung, in der Minderheit wieder auf. Die Zahl der Russlanddeutschen wuchs auf 1,2 Millionen Menschen, davon 50.000 in Kasachstan. Der Zweite Weltkrieg aber veränderte ihre Lebenswelt grundlegend. Vier Jahre lang, von 1941 bis 1945, folgten Deportationen nach Sibirien, Kasachstan und Mittelasien, Internierung und Zwangsverpflichtungen in die Armee. Nur langsam besserte sich die Situation wieder. 1964 wurden die Letzten aus den Arbeitslagern entlassen, 1972 durften Russlanddeutsche wieder ihren Wohnsitz frei wählen und erst 1991 beschloss das russische Parlament die Rehabilitation deportierter Völker. Bis dahin hatte sich die Zahl der Russlanddeutschen auf zwei Millionen erhöht, knapp ein Viertel lebte zum großen Teil in ärmlichen Verhältnissen in Kasachstan. Viele der deutschstämmigen Russen waren noch nie in Deutschland. Die Geschichte hat sie zu Menschen gemacht, die vielleicht ein Zuhause haben, aber keine historische Heimat mehr.

Eine sehr knappe Erläuterung der Geschichte und Situation der Russlanddeutschen mit Betonung der Deportation erhält der Zuschauer in der zweiten Sequenz des Films. Damit versucht die Autorin ihren Beitrag allgemein verständlich zu gestalten und das Publikum in die Problematik der Geschichte einzuführen.

Viele Russlanddeutsche lassen aber nicht nur ihre Geschichte zurück, sondern auch einen Teil ihrer Familie, nämlich den russischen, in diesem Falle den Sohn aus erster Ehe und die Mutter der Ehefrau. Statt einer Familienzusammenführung steht hier die Familientrennung im Vordergrund. Sie bietet Anlass zu der Frage, die den ganzen Film durchzieht: Warum bricht man nach Deutschland auf, nimmt für eine ungewisse Zukunft Strapazen, Belastungen und Unannehmlichkeiten in Kauf? Welche Motivationen, Erwartungen und schließlich Träume verbinden sich mit dem langen Weg nach Westen?

„Wir sind hier auch nicht zu Hause!“

Neben der Familie Denis begleiten wir auch die Familie Abermet. Hier ist die Familienzusammenführung der unmittelbare Anlass zur Ausreise. Daneben werden offen wirtschaftliche Hoffnungen als Gründe für die eigene Aussied-

lung angegeben. Man kann dies niemandem verdenken, der schon drei Monate keinen Lohn mehr bekommen hat. Die eigenen Kinder werden oft einfach mitgenommen und ertragen es als ihr Schicksal. Manche wissen auch gar nicht, warum sie weggehen sollen. Sie tun es vielleicht, um nicht als letzter Teil der Familie zurückzubleiben oder weil die Kinder in der neuen Heimat zunächst auf die Rente der Großmutter angewiesen sein werden, wie es eine alte Frau auf den Punkt bringt.

Die Vorstellungen über das Ziel „Deutschland“ sind diffus. Es herrscht das Bild vom „goldenen Westen“ vor, in dem man mit gutem Willen fast selbstverständlich zu seinem Glück kommt. Das Bild der Realität, welches die Reporterin zu vermitteln versucht, wird in Kasachstan nicht akzeptiert. „Es ist überall gut, außer da, wo wir gerade sind,“ zitiert ein Junge ein altes russisches Sprichwort. Das Bewusstsein von der Ernsthaftigkeit der Sprachprobleme und den Schwierigkeiten in Deutschland als Ausländer gesehen zu werden, ist so schwach wie das Wissen über das Land, in das man fahren will. Man hegt die Hoffnung auf einen Neuanfang und will sich diese nicht nehmen lassen. Im Film unterstreicht der Blick in Richtung Westen in idyllische Sonnenuntergänge diese Zuversicht vom Ende des Alten und die Erwartungen an das Neue.

Deutschkenntnisse gelten eigentlich als Aufnahmebedingung und vor allem als Voraussetzung für ein Leben in Deutschland. Doch oft genug sind gerade die Sprachprobleme die erste und ernsthafteste Behinderung für das Glück im „goldenen Westen“, so auch bei diesen zwei Familien. Ein halbjähriger Deutschkurs ist obligatorisch und hier sitzen von Hausfrauen bis zu gelernten Ingenieuren Menschen mit verschiedensten Voraussetzungen für den deutschen Arbeitsmarkt zusammen in einer Klasse. Vom Erfolg kann der gesamte weitere Verlauf des Lebens in Deutschland abhängen. Denn wer die Sprachprüfung nicht schafft, wird mit „Sozialhilfe bis zum Tode“ bestraft, wie es der Lehrer der Deutschklasse drastisch formuliert. „Aber auch das ist für die meisten schon mehr, als sie in Kasachstan durch Arbeit bekommen würden“, fügt er schnell hinzu. Eine kasachische Ausbildung, sei es die schulische, das Abitur oder das Studium, gelten in Deutschland nicht viel. Oft steht selbst gut ausgebildeten Kräften ein schwieriger beruflicher Anfang bevor.

Besser ergeht es den Alten, die Anspruch auf eine Rente haben und als Vertreibungsoffer eventuell eine Entschädigung erhalten. Bei der Familie Abermet macht sich nach drei Monaten im Übergangsheim, d.h. ein Leben mit sechs Personen auf 20 Quadratmetern, langsam Ernüchterung breit. Sprachprobleme, Nichtanerkennung von Qualifikationen, Schwierigkeiten bei der Arbeitssuche und die komplizierte rechtliche Lage – damit hatte man nicht gerechnet.

Denn nur bis 1990 hat man Vertriebene nach Artikel 116 des Grundgesetzes gerne aufgenommen und auch offen, häufig mit propagandistischem Hintergrund gegen den Ostblock gerichtet, willkommen geheißen. Seit 1990 hat sich die Ausreise aus der Sowjetunion erleichtert. Seitdem denken viele Familien an eine Fahrt nach Deutschland. Nach einem sprunghaften Anstieg der Einreisen hat sich der deutsche Gesetzgeber beeilt, die Einreisemodalitäten zu ändern. Am 1. Juli 1990 trat durch das Gesetz zur Regelung des Aufnahmeverfahrens für Aussiedler (AAG) die Kontingentierung des Aussiedlerzuzugs in Kraft. Das bedeutete, jeder Aussiedler musste einen Antrag beim Bundesverwaltungsamt in Köln stellen und auf einen Aufnahmeschein und die Zuteilung in ein Bundesland warten. Die Zahl wurde auf zweihunderttausend Personen pro Jahr mit höchstens zehn Prozent Abweichung festgelegt. Aussiedler war man zudem nur mit einem Vertriebenenausweis. Doch seit 1993 werden nach dem Kriegsfolgenbereinigungsgesetz solche Ausweise nicht mehr ausgestellt, d.h. es gibt seitdem für neu Hinzuziehende keine Kriegsoferentschädigung mehr und auch keinen Bonus im Sozialsystem. 1993 und 1994 wurden zudem die Sozialhilfe und das Arbeitslosengeld für Aussiedler gekürzt. Ein Trost für die Russlanddeutschen ist, dass sie nach dem „jus sanguinis“, also dem „Recht des Blutes“, den Vorteil der deutschen Staatsangehörigkeit genießen und damit den Deutschen rechtlich gleichgestellt und Ausländern gegenüber rechtlich bevorzugt sind.

Doch dieser Trost hilft nicht weiter, wenn man, wie die Familie Denis, nun schon seit Monaten ohne Arbeit zu dritt im Zimmer einer ehemaligen Kaserne wohnt. Die Realität überholt die eigenen Erwartungen, Vorstellungen und Wünsche. Für die Filmautorin Grund genug, an der Integrationsbereitschaft der Deutschen zu zweifeln.

Eine Reaktion auf die enttäuschende neue Lebenswelt ist die Flucht in eine geschlossene Gemeinschaft. Die Aussiedler bleiben unter sich. Man findet sich in einzelnen Kleinstädten, Wohnvierteln und Häuserblocks zusammen. Mit dem Rückzug in die eigene Kultur entstehen dort soziale Brennpunkte. Nur wenige haben den Mut und die Einsicht, diese Sammelpunkte zu verlassen und dort ihr Glück zu suchen, wo es weniger Menschen mit dem gleichen Schicksal gibt. Dabei ist es der Traum vom eigenen Haus, den viele mit nach Deutschland gebracht haben. Diesen aber können sich nur die wenigsten unter großen Anstrengungen und mit vielen Entbehrungen erfüllen. Für die meisten rückt er in weite Ferne. Statt dessen macht sich Ernüchterung breit wie bei jener Frau, die im Supermarkt aushilft und auf dem Höhepunkt des Films meint: „Wir sind hier auch nicht zu Hause.“

Der Film thematisiert die Hoffnungen der Menschen in Kasachstan und die zunehmende Resignation in Deutschland. In Kasachstan überwiegen die positiven Erwartungen. Für eine alte Frau sind sie so groß, dass sie meint

überhaupt keine andere Wahl zu haben, als sich mit auf die Reise zu begeben. Erste Skepsis entwickelt sich, als die Reporterin den Ausreisewilligen die bevorstehenden Verhältnisse schildert und darüber hinaus deutlich wird, dass nicht alle wirklich freiwillig gehen. Die Zweifel wachsen mit der Zeit und im Laufe des Filmes, bis sie in der oben erwähnten Supermarktszene kulminieren (Sequenz 9). Doch an dieser Stelle bricht der Film nicht ab. Es ist der junge Hoffnungsträger Kollja, ein Sohn aus der Familie Denis, der am Schluss der Reportage zu sehen ist, wie er mit anderen Aussiedlern in einer Wertstoffsortieranlage arbeitet. Das hat er sich in Kasachstan nicht träumen lassen. Doch am Ende steht ihm die Tür offen, für einen neuen Tag und einen neuen Traum in Deutschland.

Leitmotiv und Kamerafahrt

Der Film ist konsequent in zwei Komplexe geteilt. Der erste Komplex in Kasachstan thematisiert die Gründe und Vorbereitungen für die Ausreise. Der zweite Komplex widmet sich der Frage, was in Deutschland aus den Familien und ihren Hoffnungen geworden ist. Verbunden sind diese Teile durch eine kurze Übergangssequenz im Flugzeug, wobei gerade hier, etwa in der Hälfte des Filmes, nicht einmal der Kommentar eine wirkliche Zäsur macht.

Die Reportage zeichnet sich durch einen offenen Anfang und ein offenes Ende aus. Sie beginnt mit einem Ende und endet mit einem Anfang. Der Abschied auf dem Friedhof am Anfang des Filmes unterstreicht das endgültige Ende. Von dort führt ein klarer Handlungsstrang von der Ausreisewilligkeit über die eigentliche Ausreise bis hin zum Ankommen und einem den Umständen entsprechenden Einleben in Deutschland.

Der erste Teil besteht aus insgesamt vier, der zweite aus fünf thematischen Sequenzen, die sich wiederum in einzelne Szenen unterteilen. Der Flug bildet dabei eine Art Spiegelachse für den Film. So gibt es auffällige Parallelen in der inhaltlichen und technischen Gestaltung. Zwei Szenen ragen heraus, in denen jeweils eine Frau befragt wird, der sich die Kamera wiederholt nähert und von der sie mit einem Zoom auch wieder Abstand gewinnt. Die Besichtigung der Häuser der einzelnen Familien sowohl in Kasachstan als auch in Deutschland verläuft parallel und auch in der Befragung der Jugendlichen, mit besonderer Betonung auf die Sprachkenntnisse, sind deutliche Verbindungslinien erkennbar. Der Film bietet dem Zuschauer also einzelne Szenen aus Kasachstan und Deutschland – mit jeweils sehr ähnlichen Mitteln dargestellt – zum Vergleich an.

Der Film besteht größtenteils aus Befragungen, die einem sehr rationalen Schema folgen. Teilweise dienen Landschaftsaufnahmen als Zwischenschnitte, um den Zuschauer darüber hinaus auf eine emotionale Art und Wei-

se anzusprechen. Mit bedrückender, trauriger Musik unterlegte Szenen, beispielsweise auf dem Friedhof am Anfang oder bei den Sonnenuntergängen, unterstützen die Absicht, die Hoffnungslosigkeit hervorzuheben. Sonnenauf- und Untergänge werden als Leitmotiv genutzt, um insgesamt vier Sequenzen voneinander zu trennen. Dem Inhalt angepasst beenden sie das Alte und fördern die Erwartung auf etwas Neues.

Der Film wurde nur mit einer Kamera gedreht, die sich daher oft ruhelos, aber auch lebendig bewegt. Der gleitende Schwenk erinnert an ein Umschauen und fördert die Authentizität des unmittelbaren Eindrucks. Der langsame Schwenk bei den Landschaften erzeugt eher eine bedrückende Stimmung. Durch die bewegte Kamera wirken manche Einstellungen sehr lang, wobei die Einstellungsgrößen dann verhältnismäßig rasch wechseln. Diese Technik vermittelt einen sehr lebendigen Eindruck.

Bei den Interviews zoomt die Kamera in der Regel von einer halbtotalen Einstellung zur Nahaufnahme oder sogar Großaufnahme, so dass allein der Kopf des Befragten im Bild erscheint. Die Mimik des Befragten ist genau zu erkennen und die innere Stimmung fast zu greifen. Die Kamera begleitet die Menschen, sie will sie nicht bewerten, sich ihnen nur annähern. Es wird keine Aufsicht oder Untersicht verwendet. In einer Bahnhofsszene (Sequenz 2) beim Abschied eines Teils der Familie Abermet wirkt diese Annäherung besonders kräftig. Diese Szene erlebt der Zuschauer als sehr authentisch. Fast empfinden wir die Kamera als beschämend aufdringlich. Im Anschluss an die persönlichen Befragungen geht die Kamera wieder auf Distanz und ordnet die Personen in ihr Umfeld ein. Mehr noch als die Kamera dringt die Reporterin mit vehementen Fragen und Stellungnahmen auf die Menschen ein.

Ein anderes szenisches Mittel ist die Kamerafahrt durch die Häuser der Familien. Während die Kamera in Kasachstan die Häuser von außen betritt, hält sie die Domizile in Deutschland aus der Mitte der dort wohnenden Personen fest. Damit entsteht der Eindruck einer parallelisierenden Milieustudie.

Neben der Leitmotivmontage mit Sonnenuntergängen fällt eine Kontrastmontage am Ende des Films auf. Während die Sprecherin von „verschlossenen Türen“ spricht, wird eine Tür aufgestoßen, wohl als Symbol für die Zukunft Kolljas, stellvertretend für die Hoffnung auf eine bessere Integration aller Russlanddeutschen. Die letzte Einstellung des Films zeigt einen Sonnenaufgang über einer Mülldeponie und am unteren linken Bildrand wächst eine Sonnenblume.

Schicksal von Wunsch und Realität

Die Reportage thematisiert gleichermaßen das Schicksal der russlanddeutschen Aussiedler und die Diskrepanz zwischen ihren Vorstellungen und der

Realität. Dabei liefert sie kein Ergebnis. Wir können selber entscheiden, ob wir die russlanddeutsche Minderheit als gesellschaftliche Randerscheinung betrachten wollen oder ob wir von ihrem Schicksal betroffen sind.

Der Film argumentiert auf einer rationalen Ebene, ohne die emotionalen Verknüpfungen zu vernachlässigen. Sie werden sowohl durch die gestalterischen Mittel als auch durch die publikumsnahe Gesamtdarstellung der Situation erreicht. Der Film stellt das Lebensumfeld bzw. Milieu in Kasachstan und in Deutschland realitätsnah und authentisch dar, indem die Personen vorgestellt und die Lebenswelten aufgezeigt werden. Der Film problematisiert erfolgreich, doch kann die im ersten Komplex des Filmes gestellte Frage: „Warum fährt man nach Deutschland, was wird besser?“ im zweiten Teil des Filmes nur rückwirkend verdichtet werden. Statt eine Antwort zu finden, bestätigt sich, was die Reporterin den Familienmitgliedern schon in Kasachstan nachdrücklich zu erklären versucht hat: Die Vorstellungen über Deutschland sind oft unvollständig und es besteht immer die Gefahr an einer gewissen Naivität zu scheitern. Damit geht die Reporterin an einigen Stellen ihres Films über den Grundsatz einer teilnehmenden Beobachtung hinaus. Selbstverständlich ist es legitim, in den Interviews kritisch nachzufragen und die Befragten mit der Tatsache zu konfrontieren, dass ihre Erwartungen an Deutschland möglicherweise falsch sind. Doch dem Zuschauer vermittelt die Art und Weise der Gespräche leicht das Gefühl, dass die Vorstellungen der Aussiedler aus Kasachstan im Grunde ein Trugbild sind. Schnell kann es hier zu einer Pauschalisierung kommen, sogar der Eindruck von den naiven Russlanddeutschen geweckt werden. Das schadet der Reportage, die doch die Integrationsschwierigkeiten der Russlanddeutschen in ihrer Komplexität darzustellen beabsichtigt und auch auf die Probleme vor Ort und die Versäumnisse der deutschen Politik aufmerksam machen will.

Der Titel und auch der Film vermeiden eine Verallgemeinerung. Es wird nur ein sehr begrenzter Zeithorizont dargestellt und es werden zwei Beispiele gewählt, in denen die Integration nicht funktioniert hat. Damit ist nicht gesagt, dass es nach einer längeren Zeit, besseren Sprachkenntnissen und mehr Glück doch klappen kann mit dem Ankommen im „goldenen Westen“. Die Reportage zeigt, welche Probleme bei der Integration auftreten können und sie stellt Fragen. Wo beginnt das „richtige“ Investieren, damit es eben nicht nur zur „Sozialhilfe bis zum Tod“ reicht? Wo fängt der Austausch und die gegenseitige Hilfe an, damit allzu gutgläubige Vorstellungen vom „goldenen Westen“ im Vorfeld vermieden und Resignationen im Nachhinein aufgefangen werden können? Denn nicht zuletzt ist dies eine Reportage über Hoffnungen, Träume und Enttäuschungen, die nicht nur Aussiedler aus Kasachstan kennen.

In der für einen Fernsehbeitrag notwendigen Kürze von einer halben Stunde macht die Reportage emotional und rational erfolgreich auf ein Problem aufmerksam, das in Deutschland allgegenwärtig ist und an Aktualität nichts verloren hat, aber nur wenigen präsent ist. Beispielhaft gibt sie Menschen mit ihrem Schicksal einer vorerst gescheiterten Integration in Deutschland eine Stimme.

Vielleicht hätten ein Ausblick auf den möglichen kulturellen Beitrag der Russlanddeutschen für unsere Gesellschaft und Lösungsansätze bzw. Perspektiven für eine bessere Integration noch mehr Neugierde auf das neue russische Geschäft an der Ecke und die Menschen dort drinnen geweckt?

Filmdaten

Titel: Der Traum von Deutschland. Über Aussiedler aus Kasachstan.

29 Minuten, ZDF 1996, ZDF-Reihe „die Reportage“

Buch und Regie: Ingeborg Jacobs, Kamera: Hartmut Seifert, Schnitt: Heike Stumm, Musik: Markus und Rochus Aust, Produktionsleitung: Gabriele Röhrich-Stricker, Redaktion: Dieter Zimmer

Interview des Autors mit Ingeborg Jacobs am 5. März 2003 über ihren Film „Der Traum von Deutschland – Über Aussiedler aus Kasachstan“

Was war der unmittelbare Anlass diese Reportage zu drehen?

Einen unmittelbaren Anlass für diese Reportage hat es nicht gegeben. Sie ist vielmehr aus der langjährigen Beobachtung (seit 1988) von russlanddeutschen Familien in Russland, Kasachstan und Deutschland entstanden. Außerdem habe ich mehrere russlanddeutsche Familien bei ihrem schwierigen Weg durch die deutsche Bürokratie von der Antragstellung, Einreise bis zur Integration begleitet.

Mittelbarer Anlass war die Tatsache, dass die Integrationsmaßnahmen immer weiter beschnitten wurden, obwohl sich die Zusammensetzung der russlanddeutschen Zuwanderer dahingehend veränderte, dass die Deutschkenntnisse schlechter wurden und immer mehr nicht-deutsche Familienangehörige pro Familie einreisten. Außerdem wurden die Chancen auf dem deutschen Arbeitsmarkt für schlecht ausgebildete – und das sind die meisten nach unseren Maßstäben – Zuwanderer geringer.

Wie viel Zeit haben Sie für die Recherchen und die Dreharbeiten gehabt bzw. sich genommen?

Die Zeit für die allgemeinen Recherchen lässt sich nicht bemessen, da ich mich seit langen Jahren mit dem Thema beschäftigt habe. Die kon-

krete Recherche inklusive Drehvorbereitung hat circa ½ Jahr gedauert. Der Dreh selbst (Kasachstan, verschiedene Stationen in Deutschland) zirka drei Wochen, über den Zeitraum von einem knappen halben Jahr verteilt (April bis Oktober).

Wie und nach welchen Kriterien haben Sie die Familien ausgewählt?

Das war mit das Schwierigste, da ich darauf angewiesen war, über Bekannte davon zu erfahren, welche Familien gerade dabei waren, Russland oder Kasachstan zu verlassen. Ich hatte den Wunsch, die Familien noch in ihrer alten Heimat zu filmen, was auch seitens der Redaktion unterstützt wurde.

Warum haben Sie nur Familien gewählt, bei denen die Integration nicht gelungen ist?

Gegenfrage: Woher wissen Sie, dass die Integration gescheitert ist? Was ist eine gelungene Integration? Dass die Menschen Wohnung und Arbeit haben? Oder dass sie sich hier zuhause und zugehörig fühlen? Im Film gibt es kein abschließendes Urteil über die gelungene oder nicht gelungene Integration.

Die Integration der Familien hat vielmehr sehr, sehr lange gedauert, wobei ich zwei Familien dabei unterstützt habe, und zwar die Familien Denis und Abermet, zu denen ich heute noch Kontakt habe.

Wieso haben Sie nicht noch eine Familie dazu genommen, bei denen die Integration glücklicher verlaufen ist? Oder zumindest erwähnt, dass es so etwas auch gibt oder dass es sich nur um zwei Beispiele von vielen handelt?

Bis 1996 hat es – in einem längeren Format – im deutschen Fernsehen nur positive Integrationsgeschichten gegeben. Mir aber ging es darum, auf die Probleme aufmerksam zu machen, da Probleme nicht gelöst werden, indem man sie unter den Teppich kehrt und so lange wartet, bis sie nicht mehr beherrschbar sind.

Jeder Bundesbürger kennt gut verlaufene Integrationsgeschichten. Leider verlaufen aber die meisten Fälle seit Mitte der 90er-Jahre so, wie die von mir geschilderten.

Worin sehen Sie die größten Probleme bei der gescheiterten Übersiedlung – die zu hohen Erwartungen oder die zu hohen Integrationshürden in Deutschland?

Weder noch, sondern darin, dass diese Menschen ein anderes Leben gehabt haben, mit anderem kulturellen und politischen Hintergrund als es der unsere ist. Außerdem halte ich es für sehr wichtig, dass ihnen

hier, in der Bundesrepublik, all das, was ich an meinen russischen Freunden und Russland liebe, fehlt. Hinzu kommt die Weite des Landes, der kalte Winter, wohlbekannte Gerüche, all das, was man erst schätzen lernt, wenn man mal eine längere Zeit im Ausland unter Ausländern lebt, und sich klar macht, dass es den Begriff „Heimat“ gibt.

An einigen Stellen der Reportage wird deutlich, dass die Sprecherin sehr vehement auf die Menschen in Kasachstan einredet. Wollte sie den Russlanddeutschen klar machen, dass in Deutschland ihre Situation nicht besser wird, oder sie sogar zum Bleiben überreden?

Sie – das bin ich – wollte die Russlanddeutschen doch wenigstens einmal zum Nachdenken und anderen Aussagen als „Es wird schon alles gut werden, ich finde schon Arbeit. Die Sprache lerne ich dann. Wir wollen als Deutsche unter Deutschen leben ... usw.“ provozieren. So viel Blauäugigkeit, wie ich bei russlanddeutschen Familien im Ursprungsland Russland, Kasachstan, Kirgisien, Usbekistan erlebt habe, können Sie sich kaum vorstellen. Unterstützt wurden sie – wie ich immer wieder erleben musste – dadurch, dass deutsche Politiker (wie der ehemalige, inzwischen verstorbene „Vater der Aussiedler“ Horst Waffenschmidt) bei ihren Reisen zu den Russlanddeutschen nur selten offen und ehrlich über Probleme gesprochen haben.

Es gab im Seminar Bedenken, dass z.T. bestehende Vorurteile gegenüber Russlanddeutschen („die wollen nur absahnen“; „wenn sie hier nicht glücklich sind, sollen sie doch zurückgehen“, etc.) bestätigt werden und insgesamt ein zu negatives Bild gezeigt wird. Hatten Sie an einem Punkt der Arbeit an der Reportage ähnliche Bedenken?

Ja, ich hatte solche Bedenken. Ich glaube aber nicht, dass ich ein besonders negatives Bild gezeichnet habe. Die meisten Russlanddeutschen – ich nehme ausdrücklich die so genannte Erlebnisgeneration derjenigen, die die Deportation unter Stalin hat erleben müssen, aus – waren in die postsowjetische Gesellschaft integriert und viele von ihnen sind nun in Deutschland fremd, ja unglücklich.

Wie würden Sie Ihre damalige Gesamtaussage formulieren?

Wir müssen etwas tun, damit die Menschen, die mit hohen Erwartungen zu uns kommen, weil sie einen Rechtsanspruch darauf haben und wir sie in dieses Land eingeladen haben, in Deutschland – einem für sie fremden Land – eine Chance bekommen. Das haben übrigens einige Zuschauer begriffen, denn um Kollja z.B. – das ist der Junge, der in der

Müllsortierung arbeitete – hat sich ein deutscher Handwerker gekümmert, indem er ihm Arbeit angeboten hat.

Würde es Sie reizen nach weiteren fünf Jahren einmal zu recherchieren, was mit den Familien passiert ist oder ist das Thema in der Gesellschaft nicht mehr so präsent?

Davon kann ich nur noch träumen, zumal ich ja zu zwei Familien noch sehr gute Kontakte habe. Leider ist der damals zuständige Redakteur, Dieter Zimmer, der selbst eine solche Langzeitbeobachtung favorisiert hatte, inzwischen pensioniert, so dass ich beim ZDF keinen Ansprechpartner mehr habe.

Das Thema „Russlanddeutsche und ihre Integration“ ist in der Gesellschaft jedoch aktueller als je zuvor.